



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dieterich, Karl: Die kulturgeschichtliche Stellung der heutigen Griechen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Betrachtungen, die Erziehungsfrage hier eingehender zu erörtern. Aber wenn sich schon in unsern Kolonien der Mangel an brauchbaren jungen Männern fühlbar macht, die mit einer gründlichen Geistesbildung die nötige Willensstärke und sittliche Tüchtigkeit verbinden, so bedarf man solcher Persönlichkeiten in den Auswanderungsländern nicht minder und jedenfalls in weit größerer Anzahl, wo allerdings bei den günstigeren klimatischen Verhältnissen und dem vorwiegenden Zusammenleben mit Menschen von europäischer Abstammung manche Gefahren weniger in Betracht kommen, dafür aber auch die Kulturaufgabe größer und verwickelter ist. Entschließt man sich endlich einmal zu einer großen, festumgrenzten Überseepolitik hinsichtlich der Auswanderungsländer, so tritt die Forderung einer bessern Vorbildung der künftigen Pioniere der kolonialen Arbeit im weitesten Sinne, wie sie den Aufgaben einer kolonisierenden und herrschenden Klasse entspricht, unabweisbar an die Nation heran.

Cannstatt

Ernst Kapff



Die kulturgeschichtliche Stellung der heutigen Griechen

Von Karl Dieterich

Siner der wesentlichsten Unterschiede in dem geistigen Leben antiker und moderner Völker ist der, daß man jene isoliert, diese aber nur vergleichend betrachten kann. Die antike griechische Kultur war auf ein kleines Stück Erde beschränkt, sie war ein Produkt ihres Bodens; und war dieser Boden auch von fremdem Samen befruchtet, die Früchte kamen hier zur ersten vollendeten Entfaltung. Anders im modernen Geistesleben: dieses gleicht einem Baume, auf dem die verschiedensten Fruchtarten vielfach aufeinandergeproppst wurden, so, daß sie allmählich mit dem alten Stamme verwachsen sind. Und will man eine dieser Arten in ihrem Wesen und ihren Bestandteilen erkennen, so muß man die frühern auch kennen. So ist es in der Litteratur, und so in der Sprache. Die Entwicklung der deutschen Litteratur z. B. ist ohne die französische und die englische nicht zu verstehen. Die jüngern Völker können die ältern nicht entbehren, am wenigsten in der Sprache, wo sich die Worte mit den Dingen so innig verbinden, daß mit diesen auch jene bei dem entlehrenden Volke Eingang finden. Mit den konkreten Errungenschaften der Kultur geht auch ein Stück aus dem geistigen Leben des gebenden Volkes mit, aus der Sprache; es ist der Stempel, der noch spätern Geschlechtern das alte Eigentumsrecht verkündet.



Aus den Worten einer Sprache kann man die Kulturentwicklung eines Volkes ablesen. Keine moderne Sprache ist ohne Lehnwörter, weil kein modernes Volk isoliert lebt, je nach der geographischen Lage und dem Kulturgrade des Landes aber ist die Zahl dieser Lehnwörter bald größer, bald kleiner, ist das Volk bald mehr Geber, bald mehr Empfänger.

Besonders reich muß der Austausch des Wortschatzes da sein, wo viele Völker von verschiedener Kulturentwicklung teils neben- und durcheinander wohnen, teils in äußere freundliche oder feindliche Berührung mit einander getreten sind. Das ist aber nirgends mehr der Fall als auf der Balkanhalbinsel, deren Völkerkonglomerat nicht nur den Diplomaten, sondern auch den Ethnologen und Sprachforschern zu schaffen macht.*) Vor allem Griechenland ist bei seiner teils dem Meere, teils dem Lande geöffneten Lage seit dem spätern Altertum ein Tummelplatz von Völkern geworden, die alle mehr oder weniger ihre Spuren in der griechischen Sprache hinterlassen haben, jedoch nicht, ohne dafür ihrerseits den Einfluß des Griechischen, wenigstens teilweise, erfahren zu haben.

Die mächtigen Völker freilich, die sich nacheinander zu Herren des Landes machten, wie die Römer im Altertum, die Venetianer im Mittelalter, die Türken in der neuern Zeit, mußten begreiflicherweise mehr als Geber auftreten, die kleinern und unkultivierten, wie Slaven und Albanesen, dagegen mehr als Empfänger.

Das Volk, in dessen politische Abhängigkeit die Griechen zuerst gerieten, waren bekanntlich die Römer. Ihre erste Berührung hatte natürlich einen kriegerischen Charakter, wie es auch namentlich die Kriegskunst war, in der die Römer den Griechen überlegen waren. Den Hauptanteil an den Entlehnungen aus dem Lateinischen haben deshalb die Ausdrücke für Heer- und Kriegswesen. Hierin waren ja die Römer immer Meister gewesen und mußten es besonders den Griechen gegenüber sein, die es nie zu einer großartigen einheitlichen Heeresorganisation gebracht hatten, und denen daher auch alle die Kunstausdrücke

*) Die politischen Grenzen sämtlicher Balkanstaaten, außer etwa Rumäniens, sind ganz willkürlich und decken sich mit den ethnologischen nicht im entferntesten. Wie aber auch diese durcheinander laufen, zeigt sich vor allem in Macedonien, dem Zankapfel des Balkans. Die ethnographischen Verhältnisse von Monastir z. B. hat Weigand (Aromunen I, 3 ff.) deutlich charakterisiert. Man lese z. B. die Schilderung auf Seite 6: „Das Türkische und Bulgarische ist fast gleich verbreitet, die Aromunen, wenigstens die Männer, können außer ihrer Muttersprache bulgarisch und griechisch, die meisten auch türkisch und albanesisch; viele verstehen selbst das Spanische. . . . Daß in Gesellschaften zugleich mehrere Sprachen gesprochen werden, ist ganz gewöhnlich. Saß ich z. B. bei meinem Freunde zu Tisch, so sprach ich mit ihm deutsch, mit seiner Mutter griechisch, mit seinen Schwestern aromunisch, mit seinem Bruder, der die englische Schule in Konstantinopel besucht hatte, englisch. Die Befehle an die Dienerschaft wurden nur bulgarisch gegeben; kam Besuch, hielt man sich mehr an das Griechische, das als die Sprache der Gebildeten gilt.“

wie *castrum*, *fossa*, *campus*, *dux*, *signum*, *arma*, *scutum*, *sagitta*, die sich, wenn auch zum Teil mit veränderten Bedeutungen, bis heut erhalten haben, fremd sein mußten. Wie tiefgreifend aber dieser zunächst rein militärische Einfluß auch auf andre Kulturgebiete war, beweist ein Blick auf die übrigen Gruppen der von den Römern entlehnten Wörter. Man sieht ihnen sofort an, daß sie zum größten Teil im Gefolge der römischen Legionen ihren Einzug auf griechischem Boden gehalten haben: die Bezeichnungen für Gemüse, wie Spinat, Bohne, Roggen, Spieß, für Tiere, wie Pferd und Maulesel, für Kleidungsstücke, wie Hemd, Hose, Mantel, Pelz, Kapuze, Ärmel, für Handwerke, wie Fleischer (nebst dem Worte für Wurst!), Bäcker und Zimmermann, für Maße (und Zeitrechnung), alles das sind Dinge, die zu einem Lager gehörten und uns somit ein Bild geben von dem Leben und Kultureinfluß der römischen Legionssoldaten.

Aber die Römer hatten auch die höhere Ausbildung des Verwaltungswesens vor den Griechen voraus, und dieses entfalteten sie in der neuen Hauptstadt am Bosporus, in Byzanz. Die römische Verwaltung mit ihrem festen bürokratischen Gefüge ging auf die Byzantiner über, und mit ihr die ganze bürokratische Terminologie. Ist diese auch nach dem Zerfall des byzantinischen Reichs größtenteils wieder verschwunden, so sind doch noch im Neugriechischen die lateinischen Bezeichnungen für Titel, Feder, Lineal und Siegel Reste der alten Herrlichkeit.

In der Führung des häuslichen Lebens tritt die Überlegenheit der Römer ebenfalls hervor in einer Anzahl von Wörtern für das Haus nebst seinen Teilen und für Wirtschaftsgeräte. Für das erste läßt sich die Einführung fremder Bezeichnungen für Dinge, die doch den Griechen nicht unbekannt waren, wie Thür, Treppe, Gitter, Zimmer, Keller, ferner für Geräte wie Schüssel, Löffel, Becher, Bratspieß, Lampe, Leuchter usw. wohl nur so erklären, daß die Römer in der Konstruktion dieser Teile größere technische Fortschritte gemacht hatten, sodaß die nach Byzanz einwandernden Handwerker dafür auch römische Bezeichnungen einführen konnten. Die römische Thür, die römische Treppe, das römische Zimmer müssen eben so viele praktische Vorzüge vor den entsprechenden griechischen Teilen gehabt haben, daß die Griechen deren Einführung als etwas Neues empfanden und demgemäß auch den neuen Benennungen Einlaß gewährten. Man darf aber nicht glauben, daß die Römer einen durchgreifenden Einfluß auf die Baukunst der Griechen ausgeübt haben, wie etwa bei uns Deutschen, die wir von den Römern überhaupt erst die Steinbaukunst gelernt haben (vergl. Mauer, Kalk, Ziegel, Mönchen, Turm, Fenster); die Germanen waren ein Naturvolk, als sie mit den Römern in Berührung kamen, die Griechen dagegen ein altes, wenn auch heruntergekommenes Kulturvolk. Das zeigt sich wiederum in der Sprache: die Wörter, die, wie die eben angeführten, im Deutschen lateinischen Ursprungs sind, blieben

bei den Griechen rein griechisch (Mauer, Kalk, Lünchen, Fenster, Turm). Nur in einem Punkte zeigt sich ein auffallender Gegensatz zwischen dem Griechischen und dem Deutschen: während das griechische Haus in der Bezeichnung seiner Hauptteile durchaus griechisch geblieben ist, das germanische dagegen unter römischem Einfluß überhaupt erst entstand, ist die allgemeine Benennung des Hauses selbst im Deutschen rein germanisch geblieben, im Neugriechischen dagegen lateinisch geworden (*σπίτι* = *hospitium*). Die Sache erklärt sich aber offenbar wieder durch den Einfluß der römischen Soldatensprache: *hospitium* bezeichnet schon im Lateinischen das „Quartier,“ die „Herberge,“ z. B. bei Livius, Tacitus, Virgil u. a. In dieser Bedeutung muß das Wort zu den Byzantinern gekommen sein,*) wo es dann bei der großen Rolle, die hier das Militärwesen spielte, von jedem beliebigen Hause überhaupt gebraucht wurde. Aus dem Einfluß der römischen Soldaten, die sich mit Weib und Kind in Byzanz niederließen, erklärt sich auch die frühe Ersetzung des griechischen Wortes für Familie durch das lateinische *familia*. Sonst wäre dieser Vorgang bei dem stark ausgebildeten Familiensinn der Griechen kaum zu verstehen. Übrigens fand ja daselbe auch im Germanischen statt.

So kommt man überall, wo man den römischen Einfluß im Griechischen verfolgt, auf das Militärwesen zurück, selbst im häuslichen Leben.

Um so geringer waren dagegen die römischen Entlehnungen auf maritimem Gebiete; hier behaupteten eben die Griechen auch noch in byzantinischer Zeit die Hegemonie. Zwar haben sich lateinische Wörter für Boot, Kiel, Ballast, Kanal bis in das Neugriechische erhalten, wie stark aber selbst noch in der frühbyzantinischen Zeit die Überlegenheit der Griechen zur See gewesen ist, und wie sehr sie für die jungen Völker des Westens hierin vorbildlich waren, zeigt die maritime Terminologie der Franzosen und Italiener, in der sich bis heute noch mehrere griechische Kunstausdrücke erhalten haben, z. B. französisch *estoire* aus *στόλος*, *l'eschar* aus *σχάριον*, *la sarcea* aus *ἐξάρτια*, sowie für bestimmte Schiffsorten wie *chaland* aus *χαλάνδριον*, *pamphyle*; ferner italienisch *galea*, *sarte*, *calamita*, sowie *golfo* und *fanale*.

Erst in der spätern byzantinischen Zeit wurde das anders. Unter den vielen Bedrängnissen, in die das Reich durch den Ansturm der Nachbarvölker geriet, wurde auch die Schifffahrt vernachlässigt, und die Gründe für das geringe geographische Verständnis dieser Zeit beruhen nach Krumbacher u. a. „in dem Verfall des Seewesens, in dem die Byzantiner durch die Venetianer und Genuesen schon zur Zeit der ersten Kreuzzüge überflügelt wurden.“ In dieser Zeit wurzeln die vielen italienischen Wörter des Neugriechischen, be-

*) Ebenfalls wohl durch römische Legionare, und in derselben Bedeutung ist das Wort nach Gallien gekommen, in der Form *hospitale*, woraus sich lautgesetzlich das neufranzösische *hôtel* entwickelte. Neugriechisch *σπίτι* und französisch *hôtel* gehen also auf ein Stammwort zurück. Ebenso ist auch lat. *palatium* ins Neugriechische und ins Französische übergegangen.

sonders für die modernen Fortschritte im Schiffsbau, in denen die Byzantiner nicht mit der Zeit Schritt gehalten haben, so für einzelne neue Schiffsorten wie Dampfer, Brigg, Schoner, Fregatte, Flotte, für die Betakelung, wie die verschiedenen Masten, Segel und Taue, endlich für die Kommandorufe. Doch ist es bezeichnend, daß auch hier der Grundstock griechisch geblieben ist, wie die Benennung für Schiff selbst, für Vorder- und Hinterdeck, Mast, Ruder, Anker, Kapitän, Matrose, kurz für alle primitiven Erfordernisse der Seefahrt.

Der italienische, insbesondre der venetianische Kultureinfluß, dessen Sprachniederschlag wir jetzt weiter zu verfolgen haben, ist von um so größerer Tragweite gewesen, je mehr die byzantinische Kultur in den letzten Jahrhunderten des Reiches verarmte und erstarrte, und je stärker dagegen die politische und die geistige Abhängigkeit der Griechen von der romanisch-italienischen Art wurde, unter der Byzanz 250 Jahre lang stand. Denn nicht nur im Seewesen waren die Byzantiner seit dem elften Jahrhundert hinter Westeuropa zurückgeblieben, sondern auch in den übrigen Künsten und Fertigkeiten des Friedens, sowie überhaupt in allem, was zu einer behaglichen und verfeinerten Lebensführung gehört. Besonders deutlich tritt der venetianische Einfluß hervor in Handel und Industrie. Obwohl der Handels- und Unternehmungsgeist der Griechen zu keiner Zeit ganz geruht hat, konnten sie ihn — wohl infolge der unstillen politischen Verhältnisse des spätern byzantinischen Reichs — doch nicht zu der großartigen Entfaltung bringen, wie die mächtigen Kaufherren von Venedig und Genua, auch beruhte das kaufmännische Talent der spätern Griechen, gleich dem der Juden, nicht so sehr im Warenhandel als im kleinen Geldgeschäft. Daraus erklärt es sich auch, daß nur das Wort für „Zinsen“ rein griechisch geblieben ist, während Ausdrücke wie Wechsel, Kapital, Kasse u. a. italienisch waren und erst künstlich gräzisiert wurden.

Auch in der Baukunst waren die Italiener den Griechen überlegen. So gab es keine griechische Bezeichnung für Zimmermann und Baumeister, sowie für deren Handwerkszeug. Alle mußten erst die Italiener wieder einführen, natürlich mit der betreffenden Kunst selbst. Daher finden wir im Neugriechischen italienische Bezeichnungen außer für Balkon und Terrasse auch für die Säule, die ja in der byzantinischen Architektur fast gar keine Rolle spielte; ferner für Säge, Richtschnur, Feile, Schraube, Haken, Pinsel, sowie für Holzgegenstände wie Faß, Bank, Rad, Stuhl, Koffer, Stock, Bürste, Schirm u. a. Nur für den Rohstoff selbst hat sich das alte griechische *ξύλον* erhalten.

Von sonstigen Errungenschaften einer höhern europäischen Kultur gehen auf italienischen Ursprung zurück Bezeichnungen für moderne Kleidungsstücke, wie Hut, Beinkleid, Handschuh, Fächer, Stiefel, Strumpf, Mütze, von Stoffen nur die für Sammet. Ferner für feinere Speisen, wie suppa, salsa, stuffato, brisola, composta, pasta, pitta, frutta, fetta. Interessant ist, daß man z. B. Kalbsbraten mit dem italienischen vitello (*βιδελο*) bezeichnet, während das Kalb selbst im Neu-

griechischen *μοσχάρι* heißt. Es besteht also hier ein ähnliches Verhältnis wie im Englischen zwischen *calf* und *veal*, *ox* und *beef*, *sheep* und *mutton*: das Tier als solches, als Rohprodukt gleichsam, wird mit dem einheimischen, das kunstmäßig zubereitete Fleisch mit dem fremden Worte benannt. Mehrere Kulturpflanzen sind den Griechen erst aus Italien wieder zugeführt worden, so z. B. Blumen wie die Nelke, der Flieder, der Mohn, Früchte wie die Citrone, die Himbeere und die Erdbeere, Gemüsesorten wie die Kartoffel, die Schote, die Bohne. Von Mineralien kommen besonders wieder die kunstmäßig bearbeiteten, nicht die Rohprodukte, in Betracht, z. B. Stahl und Bronze, sowie einige daraus hergestellte Metallgegenstände, wie Lampe, Fernrohr, Kompaß, Uhr. Von den mit moderner Kultur verbundenen Berufszweigen weisen auf Italien die Benennungen für Stiefelputzer (*lustro*), Henker (*boja*), sowie auch für unehrenhafte Gewerbe wie öffentliche Dirne und Kuppler.

Ethnologisch wichtig ist übrigens noch die italienische Bezeichnung einiger Verwandtschaftsnamen wie Schwager, Gevatter, Onkel, weil dadurch bewiesen wird, daß zahlreiche Verschwägerungen zwischen griechischen und italienischen Familien stattgefunden haben, besonders auf den Inseln.

Wie man sieht, hat Italien den zu einem Naturvolk herabgesunkenen Griechen des Mittelalters gegenüber eine ähnliche Rolle gespielt, wenn auch nicht in demselben Umfange, wie Frankreich gegenüber den Angelsachsen: es hat ihnen die Güter einer höhern und raffinierteren Kultur wieder zugänglich gemacht und so ihre sehr gelockerte Fühlung mit dem Abendlande bis zu einem gewissen Grade wieder hergestellt. Eine ganz entsprechende Rolle, nur mit Bezug auf den Orient, haben, wie wir sehen werden, nachmals die Türken gespielt.

Etwa in der Mitte zwischen der Zeit der Berührung mit den Römern und Venetianern, also im siebenten und achten Jahrhundert, fand die mit den Slawen statt. Diese hatte aber wesentlich physisch-ethnologische, weniger sprachliche Folgen, wie es bei dem niedrigen Kulturzustande der Slawen gegenüber den Griechen begreiflich ist. Immerhin hat man — abgesehen von den zumal im Peloponnes zahlreichen slawischen Ortsnamen — 273 slawische Lehnwörter im Neugriechischen zusammengebracht, wobei aber zu bemerken ist, daß die allermeisten davon nur lokale Verbreitung haben und besonders auf die nördlichen Gebiete (Makedonien, Thrakien, Thessalien, Epirus) beschränkt sind, sodaß nur etwa sechzig übrig bleiben, die man als gemeingriechisch bezeichnen kann. Die Mehrzahl davon sind Bezeichnungen für Tiere, Pflanzen, Geräte und Ackerbau, nur wenige für die Natur, das Haus, die Kleidung und Nahrung; gar keine für das Staats- und das Kriegswesen.

Es ist nun wieder höchst lehrreich, zu verfolgen, welcher Art die einzelnen Pflanzen, Tiere und Geräte sind, die slawische Namen tragen. Wir finden von Tiernamen: das Eichhörnchen, die Eidechse, den Dachs, den Luchs, die

Kröte, das Kaninchen, den Truthahn, sowie die Fischnamen Hecht und Lachsforelle. Überblickt man diese Namen, so bemerkt man, daß sie alle solche Tiere bezeichnen, die im Walde, auf Wiesen und in Flüssen leben. Nun weiß man aber, daß in Griechenland gerade an Wald und Binnengewässern großer Mangel ist und schon im spätern Altertum war. Daraus folgt, daß auch die Tiere, deren Lebensbedingungen Feuchtigkeit, Wald, Wiese und Wasser sind, den Griechen ziemlich fremd sein und ihnen erst durch die in den Wäldern des nördlichen Balkans hausenden slawischen Hirten übermittelt werden mußten. Daher sind auch die Namen für Wald selbst sowie für Sumpf und Wiese ebenfalls slawisch. Auch einige Pflanzennamen slawischen Ursprungs lassen erkennen, daß es namentlich solche sind, die in feuchtem Boden gedeihen, besonders die für Meerzwiebel, Hopfen, Meerrettich, Holunder.

Und fassen wir die Geräte ins Auge, so finden wir folgende: Tonne, *zovβέλι*, ursprünglich Melkkübel (jetzt Bienenstock), Holzflasche, eine Art Sieb; Egge, Gerte, Daube, Deichsel, d. h. also durchweg aus Holz hergestellte Gegenstände, ein Beweis für die geringe Fertigkeit der Griechen in Holzarbeiten, die ihrerseits wohl wieder eine Folge des herrschenden Holz mangels war. Zugleich sehen wir, daß einige der Geräte dem Ackerbau und der Viehzucht dienen, wie Egge und Melkkübel; dazu kommen noch andre Ausdrücke, die deutlich beweisen, daß die Griechen in diesen beiden Künsten den Slawen manches verdanken; so den Namen für den Hirten, die Hürde, den Feldhüter und das Heu, letzteres offenbar wegen des in Griechenland so seltenen Gras- und Wiesenbodens. Auch manche slawischen Namen für Kleidungsstücke, besonders für wollne Mäntel und Decken, weisen auf das Hirtenleben hin. Die übrigen Entlehnungen sind unwesentlicherer Art.

Wir können also zusammenfassend sagen, daß die Slawen den griechischen Wortschatz um alle die Bezeichnungen bereichert haben, die Wald und Feld betreffen, sowie die Produkte, die beide hervorbringen, und endlich die Thätigkeit, zu der sie den Menschen anhalten, Ackerbau und Viehzucht.

Römer, Slawen, Staliener konnten jedoch zusammengenommen nicht die tiefe Wirkung auf den griechischen Wortschatz ausüben, wie es die Türken gethan haben. Und das ist begreiflich, wenn man nicht nur die numerische Übermacht, die materiellen Machtmittel der Türken, die 375jährige Dauer ihrer Herrschaft über das griechische Land, sondern auch — und vor allem — wenn man die furchtbare geistige Verarmung und Versumpfung der Griechen selbst in der Zeit nach dem Falle Konstantinopels sowie ihre seit der byzantinischen Zeit allezeit enge Fühlung mit dem Orient erwägt. Nur so versteht man es, wenn noch heute im Neugriechischen, und zwar im freien Griechenland, gutgerechnet fünfhundert türkische Lehnworte im allgemeinen täglichen Gebrauche sind. Bis in alle Zweige des materiellen und des geistigen Lebens ist der türkische Einfluß in der Sprache wahrnehmbar, ist ihr so tief eingeprägt,

daß es auch dem fanatischsten Purismus in siebenzig Jahren nicht gelingen konnte, diese „Schandflecke“ (um mit den Griechen zu reden) auszurotten, und auch schwerlich ganz gelingen wird. Denn man kann fast behaupten, daß trotz aller Gegensätze in Charakter und Temperament der Griechen und der Türken eine unverkennbare Annäherung beider — wenn auch nur im geistigen, nicht im physisch-ethnologischen Sinne — stattgefunden hat, ja daß sie auf vielen Gebieten geradezu eine Kulturgemeinschaft bilden, in der bald die Türken, bald die Griechen die Geber waren. Lebten und leben doch noch heute zum großen Teile Griechen und Türken in einem und demselben Lande zusammen, sind aufeinander angewiesen und haben voneinander gelernt, auch in den friedlichen Künsten des Daseins. In dem, was die Griechen den Türken zu verdanken haben, können sie getrost eine schätzbare und dauernde Entschädigung sehen für die politisch und sozial freilich harte und grausame Knechtschaft. Denn mag der Türke eines modernen politischen, sozialen und geistigen Fortschritts auch noch so unfähig sein und bleiben, einen bloßen Barbaren und stumpfsinnigen, aller Intelligenz baren Gefellen darf man ihn darum doch nicht nennen. Und thun es die Griechen in begreiflicher patriotischer Leidenschaft dennoch, so müssen sie sich von ihrer eignen Sprache eines bessern belehren lassen. Übrigens ist dabei nicht zu vergessen, daß die meisten der aus dem Türkischen in das Griechische eingedrungenen Wörter ihrerseits auf das Arabische und das Persische zurückgehen, sodaß den Türken selbst nur das Verdienst der Vermittlung orientalischer Kultur zufällt.

Aus dem Naturleben finden wir zahlreiche türkische Ausdrücke für Pflanzen, Mineralien und Tiere. Von Pflanzen besonders Garten- und Zierpflanzen, die uns den Türken als Kunstgärtner zeigen, z. B. Namen für Maiblume, Tulpe, Veilchen, Krokus, Hyazinthe, Jasmin, spanischen Flieder; für Früchte wie Orange, Dattel, Wassermelone, Johannisbeere, Johannisbrot, Haselnuß, türkischen Weizen, gelbe Rübe; Holz- und Baumarten wie Ebenholz und Buchsbaum; Gewürze und Medizinalpflanzen wie Ingwer, Opium, Rhabarber. Fast alle Bezeichnungen für Mineralien und Chemikalien, so das Wort Mine und Bergwerk selbst; ferner für Kupfer, Kitt, Kreide, Feuerstein, Porzellan; für Koralle und Topas, Ammoniak, Salpeter und Vitriol; Farbstoffe wie Indigo und das Wort für Farbmittel selbst. Der Pharmacie gehört an das Wort für Pille. Ferner sind türkisch die Namen für verarbeitete Metalle, wie Blech und Zinn, für Hornarten wie Perlmutter und Elfenbein. Aus dem Tierreich sind namentlich exotische Tiere zu nennen, wie Affe, Tiger, Schakal, ferner solche, die bei der Jagd benutzt werden, wie Hengst, Jagdhund, Edelfalke, endlich noch der Storch.

Die Entlehnung der fremden Tiernamen ist ohne weiteres begreiflich; schwerer dagegen die der genannten Zierpflanzen, von denen doch die meisten im alten Griechenland heimisch waren, und die auch bei uns griechische Namen

tragen, wie Hyazinthe und Krokus. Hier gilt das Wort B. Gehns über das Schicksal der Palme in Europa: „Als nach dem Untergang der antiken Welt Barbarei über jene Gegenden hereinbrach und der Sinn für die Anmut des Lebens erloschen war, da starben auch die Palmbäume allmählich ab . . . sie brachten nichts ein, und neben der Sehnsucht ins Jenseits und der Selbstqual herrschte nur noch der grobe, gierige Eigennutz.“ Das gilt ohne Zweifel auch für die byzantinische Zeit. So sagt Krumbacher in seiner Geschichte der Byzantinischen Litteratur (S. 632): „Mit Botanik beschäftigten sich die Byzantiner fast nur mit Rücksicht auf die praktische Verwendung der Pflanzen und Früchte.“ Auf diese Weise sind den spätern Griechen viele altgriechische Namen für Blumen, die lediglich zum Schmucke dienten, verloren gegangen. Immerhin können sie sich damit trösten, daß zwei der edelsten Blumen, Rose und Lilie, ihren griechischen Namen bewahrt haben. Auffallender scheint das Fehlen griechischer Bezeichnungen für Mineralien, umso mehr, als die meisten gleichfalls mit ihrem griechischen Namen in die modernen europäischen Sprachen übergegangen sind, wie Kupfer, Metall, Gips, Kreide u. a. Aber auch hier hat die byzantinische Zeit den Faden der antiken Kulturentwicklung abgeschnitten. Zwar beschäftigten sich die Byzantiner mit Mineralogie und Chemie, aber nicht zu praktischen, sondern zu okkultistisch-kabbalistischen Zwecken (vergl. Krumbacher a. a. O. S. 632). Erst die Araber legten hier den Grund zu einer fruchtbaren, rationellen Behandlung.

(Schluß folgt)



Katharina von Bora

Von Otto Eduard Schmidt in Meissen



Am 29. Januar dieses Jahres waren vier Jahrhunderte seit dem Tage verflossen, wo Katharina Luther geboren wurde. Dieser Gedenktag ist in der protestantischen Welt verhältnismäßig still vorübergegangen. Und es ist recht so; denn in unsrer Zeit werden eher zu viel als zu wenig Jubiläen gefeiert. Immerhin darf Katharina Luther, geborne von Bora, schon als die Ehefrau unsers großen Reformators, dann als die hervorragendste Begründerin des Standes der evangelischen Pfarrfrau und endlich auch wegen ihrer Persönlichkeit das Interesse der Gebildeten in Anspruch nehmen.

Die Quellen über ihr Leben fließen im ganzen spärlich, namentlich über ihre Herkunft und Jugendgeschichte wissen wir nur sehr wenig. Besser sind wir über die Zeit ihres Ehelebens durch Luthers Briefe und Tischreden unterrichtet; auch über ihren sechsjährigen Witwenstand haben wir einige

Nachrichten. Recht gut kennen wir ihre Gesichtszüge aus einigen überlieferten Bildern. Der Geburtstag Katharinas,^{*)} der 29. Januar 1499, steht durch eine Schaumünze fest, die Luther einmal ihr zu Ehren prägen ließ; ihre Mutter war Anna von Haugwitz, der Vorname des Vaters ist uns unbekannt. Für ihren Geburtsort hielt man früher Steinlaußig bei Bitterfeld, neuerdings aber das Freigut Lippendorf bei Borna, wo am 29. Januar dieses Jahres auf Anregung einiger Leipziger Lutherforscher eine Gedächtnisfeier für Katharina von Bora abgehalten und eine am Geburtshause angebrachte Gedenktafel enthüllt worden ist. Da die Boras auch in der Nähe von Rieritzsch ansässig waren — ein Bruder Katharinas, Hans von Bora, besaß Zulsdorf —, so darf man wohl sagen, sie gehörten zu dem alten Adel des Pleißnerlands.

Als Katharina geboren wurde, stand fast der gesamte deutsche Adel in einer gefährlichen Krisis. Die schöne Zeit, wo die Ritterschaft nach den Fürsten der angesehenste Stand des Reichs gewesen war, war seit dem Aufkommen der Schußwaffen und der Söldnerheere unwiederbringlich dahin. Kein Kreuzzug, kein Römerzug rief diese schwertfrohen, trunkfesten Herren mehr zum gewohnten Waffenwerke; dafür war ihnen zu Reid und Not inmitten der früher beherrschten Landschaft die festummauerte, turmgefrönte Stadt erwachsen, deren wohlbewehrte, kunstfleißige, handeltreibende Bürger in demselben Maße vorwärts kamen, wie es mit dem aus seinem Beruf gedrängten, aller Kriegsbeute beraubten Adlichen rückwärts ging.

Die Einkünfte des Adels, meist Fronden und Naturalabgaben höriger Bauern, langten wohl zu, die Insassen der Burg oder des adlichen Hofes zu ernähren, aber es gab kein bares Geld, die verfallenden Gebäude zu erneuern und im Hausgerät und in der ganzen Lebensweise die Verfeinerung mitzumachen, die den städtischen Kaufleuten durch das Einströmen einheimischer und amerikanischer Edelmetalle ermöglicht wurde. Vor allem waren die Frauen und die Töchter des Landadels empört, daß sie im Kleiderluxus hinter dem Krämervolk der Städte zurückstehen mußten. „Von der costlichkeit der Kleider komt es vil her, sagt ein Zeitgenosse, daß es so ser abwärts geht mit dem Adel in deutschen Landen; sie wollen prunken als die reichen Kaufleut in den steden tun und wollen nit leiden, daß die Frauen und töchter der Kaufherrn besser und costlicher gekleidet sind, denn ire frauen und töchter und sie selbs. Aber sie hant das gelt nit, was jene hant.“ Manche Ausschreitung des ritterlichen Adels, manche blutige Fehde zwischen Burgleuten und Städtern zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hat aus solchem Ingrimm ihren Anfang genommen. Erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts lernte der deutsche und mit ihm der sächsische Adel sich den neuen Verhältnissen anpassen, indem er zur Selbstbewirtschaftung der Güter überging, die jüngern Söhne im Staats- und Heeresdienst unterbrachte und durch bessere Wirtschaft und Sparsamkeit die Kapitalien aufsammete, die zur standesgemäßen Ausstattung der Töchter gehörten.

^{*)} Von ältern Biographien nenne ich die von Fr. G. Hofmann, Katharina von Bora, Leipzig, 1846, und die von Meurer, Katharina Luther geb. von Bora, 2. Aufl., Leipzig, 1873. Natürlich sind ihr Wesen und ihre Schicksale auch in den Lutherbiographien von Köstlin und von Kolbe behandelt, von Kolbe jedoch so, daß ich mich nicht mit allen Urteilen einverstanden erklären möchte. Das Beste, was ich über Katharina von Bora gelesen habe, ist der Aufsatz „Luther und Rätke“ von Hausrath in den „kleinen Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts“, Leipzig, 1883.

Katharinas Geburt fiel in die schlimmste Zeit des sächsischen Adels, wo die alten Ideale zerfallen waren, neue sich noch nicht befestigt hatten, wo der frühere Wohlstand geschwunden war, die neuere Wirtschaftlichkeit aber, wenn sie sich auch da und dort anzubahnen begann, sicherlich noch keine Früchte trug. Das muß man erwägen, wenn man sich einen richtigen Begriff von den Verhältnissen machen will, denen Katharina entstammte. Sie war von den Tagen der Kindheit an keineswegs auf Rosen gebettet; der elterliche Haushalt in Lippendorf erhob sich vermutlich kaum über den Begriff des bäuerlichen, sie hörte ingrimmige Reden der Männer, sorgende Äußerungen der Mutter, sie wurde geschoben und gestoßen, bis ihr endlich, da sie im elften Lebensjahre stand, wie so vielen armen adlichen Töchtern als lebenslängliche Versorgungsanstalt ein Kloster winkte, und zwar das der Bernhardinerinnen in Nimbschen bei Grimma. Mit dreißig Groschen Mitgift zog sie hier ein, und wir hören auch nicht, daß sie späterhin je etwas von ihrer Familie geerbt hätte, ja die Familie kümmerte sich auch nicht um sie, als sie später im Alter von vierundzwanzig Jahren das Kloster verließ, sondern sie sah sich auf die Mildthätigkeit von Stadtbürgern angewiesen. Aus alledem darf man wohl schließen, daß ihre Familie trotz alten Adels arm war.

Das Kloster Nimbschen, von dem noch idyllische Ruinen übrig sind, lag lieblich auf waldiger Höhe über dem Muldenthale. Die kirchliche Zucht der frommen Frauen wird kaum so streng gewesen sein, daß Katharina im Kreise gleichaltriger Genossinnen, einer von Staupitz, einer von Caniz, zweier von Zeschau, zweier von Schönfeld und anderer, nicht auch Raum für jugendliche Fröhlichkeit und Ausgelassenheit gehabt hätte. Wenigstens deuten die Gesundheit des Leibes und der Seele, deren sie sich später erfreute, auf eine sonnige Jugendzeit. Vielleicht ist auch zu der Wirtschaftlichkeit, mit der sie später ihren Mann erfreute, der Grund im Kloster gelegt worden. Am 8. Oktober 1515 nahm die Sechzehnjährige den Schleier. Aber ihre Gewissensruhe im neuen Stande blieb nicht lange ungetrübt: seit dem 31. Oktober 1517 brauste der Sturmwind der neuen Lehre Luthers über das Reich. Die Ketten, die die alte Kirche um der Priesterherrschaft willen dem Menschen angelegt hatte, fielen von ihm ab, und vor den Augen der erstaunten Welt erwuchs der evangelische Christ, der weder eines Heiligen noch des Papstes bedurfte, um als Gotteskind an das Herz des himmlischen Vaters zu flüchten und dort Gnade und Seligkeit zu finden. Die neue Zeit rüttelte auch an den Pforten der Klöster, besonders seitdem Luther von der Wartburg aus im Herbst 1521 seine gewaltige Schrift: „Von den geistlichen und Klostergelübden“ nach Wittenberg geschickt hatte; sie wurde im Frühjahr 1522 verbreitet und enthielt den Nachweis, Möncherei und Nonnerei seien verkehrt, weil in den Klöstern der gottlose Gehorsam gegen die Obern an Stelle des Gehorsams gegen Gott gesetzt werde, und weil ferner die Klostergenossen in ihrer Abschließung von der Welt der dienenden Liebe gegen den Nächsten entzogen würden.

Seitdem verließen Mönche und Nonnen heimlich oder auch offen, einzeln und in größerer Anzahl die verödenen Klöster; viele brachten durch Hilfsuche den wackern Reformator, der unterdes wieder nach Wittenberg zurückgekehrt war, in große Verlegenheit. Darunter waren auch neun Bernhardinerinnen des Klosters Nimbschen, mit ihnen Katharina von Bora. Luther beauftragte mit ihrer Befreiung den Torgauer Ratsherrn Leonhard Koppe, der mit zwei andern Torgauer Bürgern die neun Nonnen auf einem bedeckten Wagen vor-

sichtig — denn der Weg führte durch das Gebiet des reformationseindlichen Herzogs Georg von Sachsen — von Nimbschen nach Wittenberg brachte. Die Geschichte dieser Entführung von Ostern 1523 ist legendenhaft ausgeschmückt worden: Koppe soll die adlichen Fräulein gar in leere Heringstonnen versteckt haben, doch alles dieses Beiwerk ist sehr unsicher. Thatsache aber ist es, daß Luther das schwierige Werk auf sich nahm und auch durchführte, alle neun Jungfrauen in Wittenberg bei ehrsamem Bürgern unterzubringen. Katharina von Bora kam in das Haus des Stadtschreibers und spätern Bürgermeisters Reichenbach. Seitdem war Luther bemüht, seine Schützlinge womöglich angemessen zu verheiraten. Vor einer solchen Aufgabe würde heute wohl auch der Mutigste zurückschrecken, aber Luther war unverzagt; zudem war Wittenberg als Universitätsstadt auch voll von ledigen Magistern und Studenten.

Bei Katharina schien es sich besonders leicht zu machen, denn für sie interessierte sich gar bald der reiche Nürnberger Patriziersohn Hieronymus Baumgartner; doch kehrte dieser, ohne daß es zu einem Verlöbniß gekommen wäre, nach Nürnberg zurück. Noch im Oktober 1524 bemühte sich Luther das Paar auf brieflichem Wege zusammenzubringen, jedoch ohne Erfolg. Danach wünschte Luther, daß Katharina den Pfarrer Glaz von Orlamünde zum Manne nehme. Aber Katharina erkannte mit echt weiblichem Scharfblick, daß sie zu dem etwas unverträglichen Manne nicht passe, und erklärte dies dem Unterhändler Dr. Amsdorf rund heraus, dagegen sei sie bereit, ihn, den Amsdorf, oder Luther zum Manne zu nehmen.

Luther aber war damals für seine Person noch gar nicht zur Ehe entschlossen und hätte, wenn er es gewesen wäre, lieber die Ane von Schönfeld genommen, da er die Bora für hochmütig hielt. Aber der Gedanke, daß sie nicht abgeneigt sei, seine Frau zu werden, haftete doch in seiner Seele und beschäftigte ihn mehr und mehr; zudem schien es die natürliche Konsequenz seiner Lehre über den geistlichen Stand zu sein, daß er selbst ein Beispiel gebe und den Ehestand auf sich nehme; ferner war er als guter Sohn sich bewußt, dadurch einen Lieblingswunsch seiner Eltern zu erfüllen, und endlich war er gar mit Katharina ins Berede der Leute gekommen. So faßte er denn mitten in den Stürmen des Bauernkriegs schnell seinen Entschluß: am Nachmittag des 13. Juni 1525 erschienen auf Luthers Bitte der Pfarrer Bugenhagen, der Propst Justus Jonas, der Jurist Dr. Apel, der Maler Lukas Kranach nebst seiner Gattin und mit ihnen die zuvor von Luthers Absicht verständigte Katharina in seinem Hause, dem alten Augustinerkloster; vor diesen Zeugen erklärte er seine Absicht, Katharina von Bora zur Frau zu nehmen; diese willigte ein, und Bugenhagen sprach auf der Stelle das Paar zusammen. Es folgte am nächsten Tage ein schlichtes Mittagessen des neuvermählten Paares mit einigen Freunden und am 27. Juni ein feierliches Hochzeitsmahl, zu dem außer andern Freunden auch Luthers Eltern geladen waren.

Dies ist die Geschichte der denkwürdigen Heirat, bei der weder Liebesgetändel noch romantische Schwärmerei, wohl aber beiderseits Offenheit und Vertrauen, ruhige Besonnenheit und klarer Verstand walteten. Daß daraus eine glückliche oder gar innige Ehe werden würde, konnte niemand vorher sagen, am allerwenigsten Luther selbst, vor dem sich sein neuer Stand eines Ehemannes ausbreitete wie eine unbekante, neue Welt, in die ihn, wie er meinte, weniger die eigne Neigung als vielmehr Gottes Wille hineingeführt hatte. Drum war ihm auch der Klatsch der Widersacher, der sich an die „Hochzeit

des Mönchs mit der Nonne“ angeschlossen, und von dem sich sogar seine Freunde anfechten ließen, vor allem der kleinnütige Melanchthon, durchaus gleichgiltig. Er richtete sich mit seiner Rätke unter dem Beistande seines Dieners Wolfgang Sieberger in seinem alten Klosterhaus ein, so gut es ging, und er wurde unmerklich ein anderer, als er gewesen war, und zwar kein schlechterer. Von seinem zweiundzwanzigsten bis zu seinem zweiundvierzigsten Jahre, also die zwei für die Charakterbildung entscheidenden Jahrzehnte hindurch hatte keine Frauenhand sein Leben verschönt, hatte „kein Saum eines Frauenkleids durch sein Dasein gestreift.“ Bei aller Größe war Luther doch ein einsamer Mann gewesen, kampflustig und, wenn es sein mußte, hart; edle Seiten seines Wesens wie z. B. seine Fähigkeit, die harmlosen Freuden dieses Lebens zu würdigen und zu genießen, wären bei längerem Junggesellenleben in Gefahr gekommen, zu verschrumpfen — und nun war plötzlich ein junges Weib von sechsundzwanzig Jahren seine unzertrennliche Gefährtin: wenn er einmal aufblickte von der Arbeit, sah er sie neben sich am Schreibtisch sitzen, sie sagte ihm Lebewohl, wenn er ins Kolleg ging, sie begrüßte ihn, wenn er wiederkam — überall begegnete er ein paar Böpfen, die er „vorhin nicht sah.“ Der Staub verschwand von Tisch und Bank, die Bücher wurden sorgfältiger geordnet, Wäsche und Gewand sauberer in Stand gesetzt, mittags und abends stand eine wohlbereitete Speise auf dem Tisch — und so genoß der große Mann, der nur zu sehr dazu angelegt schien, sich mit seinen rastlosen Geistes- und Gemütskämpfen und seinem regellosen Leben frühzeitig aufzureiben,*) zum erstenmale die Segnungen eines geordneten Haushalts.

Und welcher Art war nun die junge Frau, die solchen segensvollen Wandel einleitete? Luthers Rätke war keine Schönheit. Ihr Brautbild zeigt einen runden, von reichlichem, zurückgekämmtem Haar umrahmten Kopf mit kräftigen, fast verben Zügen. Der gut gegliederte Mund deutet auf eine natürliche Beredsamkeit, die großen, weitgeöffneten Augen auf scharfe Beobachtungsgabe, die leicht gebogene Nase auf selbstständiges Urteil. An Bildung konnte sie sich keineswegs mit den Nürnberger Patrizertöchtern jener Zeit vergleichen, die kunstvolle Verse schmiedeten und die lateinischen Klassiker lasen, aber sie schrieb mit ausgebildeter Hand und in klarem, eindringlichem Stil einen guten deutschen Brief, eine Kunst, die damals keineswegs allgemein war und auch heute nicht allgemein ist. Sie war aufrichtig fromm und voll Gottvertrauen, auch hatte sie Bescheidenheit und Herzensbildung genug, den hohen Vorzug als Luthers Gattin zu würdigen. Sie lernte natürlich besser als irgend wer die kleinen Fehler und Schwächen kennen, die Luther wie jeder Mensch hatte, aber sie verkannte doch keinen Augenblick in ihm den großen Reformator, dessen Geistesadel und heiliges Feuer ihn bergehoch emporhob

*) Hierauf bezog sich wohl eine Stelle des sonderbaren Briefes, den Melanchthon nach Luthers Vermählung in griechischer Sprache an Camerarius richtete. Der Brief hat in der Überarbeitung, die im Corpus reformatorum vol. I abgedruckt ist, allerdings einen wesentlich andern Wortlaut als der unverfälschte Text, den W. Meyer in seiner Schrift: „Über die Originale von Melanchthons Briefen an Camerarius und Melanchthons Brief über Luthers Heirat“ (München, 1876) publiziert hat. Nur kann ich das Wort *βομολογία*, das Melanchthon auf Luthers bisheriges Leben anwendet, nicht mit Hausrath als „Postenreißerei“ übersetzen, sondern es bedeutet hier wie bei dem Glossographen Pollux „die Bettelhaftigkeit,“ die Unordnung und den Staub des mönchischen Lebens, die Luther nun von sich werfen werde. Demnach bedeutet auch das gegensätzliche *σεμνότερον*, das Melanchthon bei Luther als Frucht des ehelichen Lebens erwartet, nicht „gemessener,“ wie Hausrath übersetzt, sondern „ordentlicher, sauberer.“

über die Masse gewöhnlicher Menschen, darum gebraucht sie noch als seine Frau die respektvolle Anrede „Herr Doktor“ und spricht von ihm als ihrem „lieben Herrn,“ und als Luther nach erst zweijähriger Ehe 1527 so krank war, daß er zu sterben meinte, da zeigt sie sich vom Glauben an seine welt-historische Mission so durchdrungen, daß sie hofft, er werde nicht sterben, weil ihn die evangelische Welt noch nicht entbehren könne. Luthers leise Befürchtung, daß sich Rätke im Ehestande stolz und hoffärtig erweisen könnte, erfüllte sich aber nicht. Er bekennet: „Ich habe ein fromm getreu Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen kann,“ und ein andermal, sie habe ihm „gedient wie eine Magd.“

Aber wir wollen beileibe keinen Heiligenschein um Katharinas Haupt weben, obwohl sie in Wittenberger Universitätskreisen vor ihrer Verheiratung scherzhaft die „heilige Katharina von Siena“ genannt wurde. Sie war und blieb bei allen ihren Vorzügen ein echt irdisches Weib, keine weibliche Eigentümlichkeit war ihr fremd. Sie war aufgeweckten Geistes, selbstbewußt, an Beredsamkeit ihrem Gemahl wohl gewachsen und keine Zusage, sondern starkwillig genug, unter Umständen auch ihr Begehren durchzusetzen. Nach diesen Richtungen hin bot sie ihrem Manne ein reiches Feld zu Beobachtungen über die weibliche Natur, und er hat diese für seine menschliche wie für seine seelsorgerische und gesetzgebende Thätigkeit gleich wichtigen Streifzüge offenen Mutes unternommen und die heimgebrachte Beute mit dem ihm eignen Humor in Worte gefaßt. Er sagt: „Weiber reden vom Haushalten wohl als Meisterin mit Holdseligkeit und Lieblichkeit der Stimm und also, daß sie Ciceronem, den beredtesten Redner übertreffen; und was sie mit Wohlredenheit nicht können zutwege bringen, das erlangen sie mit Weinen. Und zu solcher Wohlredenheit sind sie geboren; denn sie sind viel beredter und geschickter von Natur zu den Händeln, denn wir Männer, die wirs durch lange Erfahrung, Übung und Studieren erlangen.“ Auch empfahl er einmal einem englischen Studenten zu Wittenberg im Scherz seine Frau als Lehrerin der deutschen Sprache mit den Worten: „Die ist beredt, sie kanns so fertig, daß sie mich weit damit überwindet.“

Bekannt sind auch die scherzhaften Anreden, mit denen Luther seine Frau in den Briefen bedenkt: „Lieber Herr Keth“ oder „Dr. Kethus,“ dominus meus Ketha, ja er latinisiert ihren Namen sogar in Catena mea, das bedeutet „meine Kette,“ und es giebt Äußerungen, die über das Wesen des Scherzes etwas hinausgehen, wenn er z. B. sagt: „Ich muß Geduld haben mit dem Papst, ich muß Patienz haben mit den Schwärmern, ich muß Geduld haben mit den Scharrhansen, ich muß Geduld haben mit dem Gefinde, ich muß Geduld haben mit Rätken von Bora, und der Patienz ist noch soviel, daß mein Leben nicht anders sein will als Patienz,“ oder wenn er sagt: „Wenn ich noch eine freien sollte, so wollte ich mir ein gehorsames Weib aus einem Steine hauen, sonst hab ich verzweifelt an aller Weiber Gehorsam.“ Aber es ist ja bekannt, daß gerade die starkwilligsten Männer gern von ihrem Ehejoch reden, während die wirklich unterjochten dieses unnatürliche Verhältnis am liebsten auch ihren vertrauten Freunden verschweigen. Luther gehörte zu den glücklichen Naturen, bei denen ein gewisses Maß ehelichen Kleinkriegs die Liebe und Zärtlichkeit nur erhöht; sagt er doch: „Ich hätte auch gerne, wenn mir meine Rätke übers Maul führe, ohne daß ich sie nicht viel liebe dran gewinnen, ein Maulschellum,“ und ein andermal: „Denn wiewohl die Weibsen

gemeinlich alle die Kunst können, daß sie mit Weinen, Lügen, Einreden einen Mann gefangen nehmen, könnens fein verdrehen und die besten Worte geben, doch, wenn diese drei Stück im Ehestand bleiben, nämlich Treu und Glauben, Kinder und Leibesfrüchte und Sakrament, daß mans für ein heilig Ding und göttlichen Stand hält, so ist's gar ein selger Stand."

Wie oft erleben wir es, daß eine spät geschlossene Ehe schnell zur Erkaltung der anfänglichen Liebe führt. Luther begann die Ehe kühl, fast kritischen Geistes, aber von Jahr zu Jahr wird sein Verhältnis zu seiner Kätthe inniger. In einem Briefe schreibt er: „Es grüßt dich Kethe, meine Rippe . . . sie ist mir folgsam und in allem zu Willen und mehr nütze, als ich zu hoffen gewagt hätte, Gott sei Dank — sodaß ich meine Armut nicht mit eines Kröfus Schätzen vertauschen möchte.“ Ein andermal: „Ich wollt meine Kättha nit um Frankreich noch um Venedig darzu hergeben.“ Oder er sprach zu ihr selbst: „Kätthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, darum du wie andre fromme Weiber bist eine Kaiserin, erkenne es und danke Gott.“ Seine Lieblingsepistel, den Galaterbrief, nennt er „seine Kätthe im Neuen Testamente.“ In Schmalkalden sagt er nach zwölfjähriger Ehe: „Ich habe meine Kätthe lieb, ja ich hab sie lieber denn mich selber, das ist gewißlich wahr; ich wollt lieber sterben, denn daß sie und die Kinderlein sterben sollten.“

Müssen nicht solchen rührenden Zeugnissen gegenüber alle die gehässigen und rohen Reden verstummen, die auch in neuester Zeit von ultramontaner Seite über die treffliche Gattin Luthers laut geworden sind? Oder bedarf es noch der Aussprüche Luthers über den Ehestand, in die er seine persönlichen Erfahrungen auf diesem Gebiete zusammenfaßt? Es hat wohl niemand, der erst als Bierziger in den Ehestand trat, mit so herrlichen Worten diesen Stand gepriesen wie Luther; daß ers konnte, war das Verdienst seiner Kätthe: „Es ist keine lieblichere, freundlichere noch holdseligere Verwandtnis, Gemeinschaft und Gesellschaft, denn eine gute Ehe, wenn Eheleute mit einander in Friede und Einigkeit leben. Wiederum ist auch nichts Bitterers, Schmerzlicheres, denn wenn das Band von einander getrennt und geschieden wird.“ „Die Welt hat nach Gottes Wort keinen lieblichern und freundlichern Schatz auf Erden, denn den heiligen Ehestand, welchen er selber gestift, erhält und für alle Stände gezieret und gesegnet hat, daraus nicht allein alle Kaiser, Könige und alle Heiligen, sondern auch der ewige Sohn Gottes, doch auf eine andre eigne Weise, geboren ist. Darum, wer dem Ehestande zuwider ist und redet übel davon, der ist gewiß aus dem Teufel. . . . Ich bin, bleibe und sterbe im Lob des heiligen Ehestands.“

Die schönste Zierde und den edelsten Inhalt erhielt Luthers Ehe durch den Kindersegen, der daraus erblühte. Er giebt uns Gelegenheit, seine Kätthe als Mutter zu beobachten, freilich, da ihre Kundgebungen meist verloren sind, nur im Widerschein des Lichts, das über Luther als Vater ausgebreitet ist.

Ein Jahr nach der Hochzeit, 1526, wurde ihm sein ältester Sohn Hans Luther geboren, ihm folgte im Dezember 1527 Elisabeth, im Mai 1529 Magdalena, 1531 Martin, 1533 Paul, 1534 Margarethe, im ganzen also drei Söhne und drei Töchter. Katharina hat alle diese Kinder genährt und gepflegt und hat dabei die Freude gehabt, daß sich ihre Mutterlust auf den Gemahl übertrug, der mit bewundernswerter Liebe und Geduld alle die kleinen Erdenbürger willkommen hieß und sich weder durch ihr Geschrei noch durch

andre Belästigungen in seiner Vaterfreude stören ließ. Der päpstliche Sekretär und Humanist Poggio, der sich ein Jahrhundert vor Luther nach langem Konkubinat zur Ehe entschlossen hat, weiß auch in graziosen Briefen von der süßen Musik zu schwärmen, die ihm der „Filiolus“ durch seine ersten Sprechversuche bereitet hat; aber Luther geht noch einen Schritt weiter: er rühmt sein Hänfchen sogar, weil es verstanden habe, flexis poplitibus solus in omnem angulum cacare. Als er sein Töchterchen Elisabeth im Alter von acht Monaten wieder verlor, schrieb er an einen Freund: „Sie hat mir ein wunderbar krankes, fast weibisches Herz zurückgelassen, so jammert mich ihrer; nie hätte ich vorher gedacht, daß ein Vaterherz so weich werde gegen die Kinder.“ Was hatte die Ehe, was hatte Kätche aus dem gewaltigen Gottesstreiter für einen wohlthuend menschlichen Mann gemacht, wie führten ihn die Erlebnisse mit Weib und Kind immer wieder aus der Sphäre des Forschens und Grübelns auf die schöne Erde zurück und lehrten ihn Gottes Liebe da bewundern, wo sie am tiefsten und größten ist, in den Dingen des täglichen Lebens der Familie.

Deshalb ist es mir ein unbegreifliches Urteil Koldes, des neuesten Lutherbiographen, wenn er den Abschnitt seines Buchs über Luthers Ehestand mit den kühlen Worten schließt: „Aber nur äußerlich machte die Ehe einen Einschnitt in seinem Leben. Man kann nicht sagen, daß sie auf seine Entwicklung von besonderm Einfluß gewesen wäre. Dafür war er nicht mehr jung genug.“ Ich glaube das Gegenteil beweisen zu können: Luthers Ehe mit Katharina von Bora gehört zu den wichtigsten Triebkräften seiner innern Entwicklung: er hat dadurch nicht nur, wie wir oben sahen, die Natur des Weibes entdeckt, sondern auch vom Wesen und Wert des Kindes eine tiefere und richtigere Vorstellung erhalten; hier liegt die Wurzel seiner gesunden Pädagogik, die er im Verein mit Kätche im Hause übte, hier liegt aber auch ein starker Antrieb dazu, den Kleinen Katechismus zu schreiben und die Schulvisitationen einzurichten.

Ein Politiker hat einmal in den Preussischen Jahrbüchern die Gründe untersucht, auf denen die wirtschaftliche und die geistige Überlegenheit der protestantischen Landschaften Deutschlands über die katholischen beruht, und hat dabei hervorgehoben, daß die durch das Studium und den gehobnen Lebensberuf der Geistlichen erzielte geistige und sittliche Kraft bei den Katholiken durch die Ehelosigkeit der Geistlichen immer wieder erlischt, während sie sich in den evangelischen Pfarrhäusern durch Vererbung auf die Kinder verdoppelt und verdreifacht; dazu kommt die Einwirkung der Pfarrhäuser auch auf Fernstehende, auf ganze Gemeinden als Vorbild guter Sitte, geläuterten Geschmacks, einsichtsvoller Wirtschaftlichkeit, edler Gastlichkeit. So ist vom evangelischen Pfarrhause eine Fülle des Segens für die ganze protestantische Welt ausgegangen, und einen Teil dieses Segens hat auch Luthers Kätche mit begründen helfen.

Betrachten wir sie einmal in ihrem Hausstande als Führerin und Leiterin der Wirtschaft. Als Luther seine Kätche heiratete, bewohnte er mit seinem Diener das verödete Augustinerkloster zu Wittenberg. Nach der Hochzeit wurde es ihm samt dem verwilderten Klostergarten vom Kurfürsten geschenkt, aber es war nur teilweise ausgebaut und erheischte große Erhaltungskosten. Ordentliches Mobiliar besaß weder er noch seine Frau, noch viel weniger war ein Schatz von Wäsche, der Stolz der deutschen Hausfrau, vorhanden. Katharina sah sich also, da sie in Luthers Häuslichkeit eintrat, dem Nichts gegenüber.

Er wußte das wohl und war entschlossen, für sein Weib zu arbeiten, wenns sein mußte mit den Händen — wenn er nur nicht in Geldsachen so überaus unpraktisch und, man kann sagen, bis zur Schwäche uneigennützig gewesen wäre!

Die buchhändlerischen Honorare, die ihm für seine Schriften geboten wurden, wies er zurück, weil er mit seinem Worte keinen Wucher treiben wollte, ebenso wenig konnte er sich entschließen, für Geld Kolleg zu lesen oder für seine geistliche Thätigkeit an der Pfarrkirche in Wittenberg von der Stadt Bezahlung anzunehmen. Aber da legte sich sein Kurfürst ins Mittel und bewilligte dem Ehemann einen Jahreslohn von zweihundert Gulden, der 1536 auf dreihundert Gulden und um ansehnliche Naturalbezüge vermehrt wurde. Das war für jene Zeit eine stattliche Summe, wohl genügend für einen behäbigen Haushalt, für Eltern und Kinder. Aber Luther in seiner Bescheidenheit und in dem drückenden Bewußtsein, „er habe leider mehr, denn er im Gewissen vertragen könne,“ begann alsbald sein junges Hauswesen zur öffentlichen Herberge zu machen. Vornehme und geringe Reisende, flüchtige Mönche und Nonnen, Geistliche und Schulmeister, Professoren der Universität und Studenten jättigten sich an seinem Tische und begehrten gar oft noch dazu einen Zehrpennig. Selbst silberne Becher und das Patengeld seiner Kinder spendete er den Bettlern. Luther selbst bekennt: „Ich habe eine wunderliche Haushaltung, ich verzehre mehr, als ich einnehme. Ich muß jedes Jahr fünfhundert Gulden in die Küche haben, zu geschweigen der Kleider, andrer Zierat und Almosen, da doch meine jährliche Befoldung sich nur auf zweihundert Gulden beläuft.“

Unter solchen Verhältnissen und neben einem solchen Haushalter begann Kätke ihre Thätigkeit mit einer Umsicht und Thatkraft, die Bewunderung verdient. Nicht die Ansprüche eines Edelfräuleins, sondern die Erinnerungen an den väterlichen Gutshof in Lippendorf und an die Klosterwirtschaft in Nimbschen werden in ihr lebendig: sie schaltet und waltet als Schaffnerin über den Mägden, sie läßt den Garten in Stand setzen, daß er nicht nur Lilien und Rosen, sondern auch Gurken, Melonen, Rettiche und Obst hervorbringt, sie richtet eine Schweinezucht ein, sie setzt Hechte, Karpfen und Forellen in den Teich des Gartens, sie braut selbst das für den Haushalt nötige Bier, sie betreibt den Ankauf größerer Felder und Gärten, und was das Mühsamste und Verantwortlichste war: zu derselben Zeit, wo sie von ihren kleinen Kindern so sehr in Anspruch genommen ist, öffnet sie ihr Haus noch fremden Pensionären, oder wie man damals sagte, Kostgängern, denen sie, um etwas für den Haushalt zu verdienen, samt den mit ihrer Erziehung beauftragten Magistern gegen Bezahlung Nahrung und Unterkunft gewährt. Nicht allen diesen Kostgängern hat sie es zu Danke gemacht: dem einen erschien sie herrisch, dem andern habüchlig. Die solche Urteile aussprachen, waren aber im Haushalte unerfahrene Junggesellen. Hatten sie sich wohl klar gemacht, welche Arbeitslast und welche Sorgenfülle jeder einzelne Tag für diese Frau heraufführte, „die drei Kinder an der Schürze, eins auf dem Arm und eins unter dem Herzen hatte,“ bei der Kurfürstinnen, Herzoginnen und Prinzessinnen, Adel und Kaufleute oft wochen-, ja monatelang die Gastfreundschaft in Anspruch nahmen? Rechnet man dazu noch den Ärger mit zahlreichem Gefinde, mit den Bauleuten, die beim weitem Ausbau des alten Klosters herangezogen werden mußten, und die Verantwortung für ein gewisses Gleichgewicht zwischen Einnahme und

Ausgabe, die sie fast allein trug, so wird man wohl begreifen, daß die wackre Frau nicht immer in rosigter Sanftmut einhergehn konnte.

Die größten Triumphe feiert ihre Wirtschaftlichkeit, als ihr Luther im Jahre 1540, während sie von schwerer Krankheit genas, von ihrem verarmten Bruder Hans von Bora das Vorwerk Zulsdorf unweit des Ritterguts Kieritzsch bei Borna für sechshundertzehn Gulden kaufte. Ein Teil des alten Bora'schen Besitzes war nun wieder in ihren Händen. Um das kleine Gut, zu dem keine leibeigenen Bauern gehörten, auszubauen und in die Höhe zu bringen, schenkte der Kurfürst sechshundert Gulden und Bauholz; von ihrem Nachbar, einem Herrn von Ende, borgte Käthe zwölf Scheffel Korn und vierundzwanzig Scheffel Hafer zur Aussaat, von andern Gespanne. Auch hier sah sie selbst überall nach dem Rechten, richtete eine größere Schweinezucht ein und war oft wochenlang von Wittenberg abwesend in Zulsdorf. Das gab Luther Veranlassung zu manchem Scherz. Wie einst Cicero seine Willen am Golse von Puteoli seine Cumana et Puteolana regna genannt hatte, so schreibt auch Luther scherzend: Abest Ketha in suo novo regno, oder er tituliert sie als „eine gnädige Frau von Bora und Zulsdorf,“ oder er schreibt „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharina Lutherin, Doktorin, Zulsdorferin, Saumärkterin und was sie mehr sein kann“ oder „Der reichen Frauen zu Zulsdorf, Frauen Doktorin Katherin Lutherin, zu Wittenberg leiblich wohnhaftig, und zu Zulsdorf geistig wandelnd, meinem Liebchen.“

Käthe Luther als Zulsdorferin — das ist der Gegenstand eines Bildes,*) das ich für das getreueste aller Porträts der Katharina von Bora halte. Es ist ein Hochrelief aus Gips und hängt gegenwärtig in der Kirche von Kieritzsch neben seinem Pendant, dem Relief Luthers aus Sandstein, das oben links Luthers Wappen, rechts oben das des Kurfürsten trägt. Früher waren beide Bilder im sogenannten Luthersaale des Ritterguts Kieritzsch, dahin aber sind sie aus Zulsdorf — jetzt eine wüste Mark — gekommen, als diese Gebäude verfielen. Käthes Bild trägt die Umschrift: „Catarina Lutterin, gebohrne von Boraus 1540“ und zeigt einen wesentlich ältern, aber auch wesentlich realistischern Kopf als das obenerwähnte Brautbild. Die Stirn ist mit einem vielfaltigen Tuche umwunden, das im Nacken geknotet ist, wie bei einer Frau, die sich eben angezogen hat, den Stall und das Hauswesen zu besorgen. Die Nasenwurzel ist etwas eingesunken und läßt demnach die gebogene Linie der Nase noch schärfer hervortreten als auf dem Jugendbildnis. Die Augen und die gewölbten Nasenflügel, überhaupt der ganze Gesichtsausdruck verraten die gespannteste Aufmerksamkeit, der nichts entgeht. Das ist Luthers Hausfrau, wie sie lebte und lebte in ihrem Zulsdorfer Reiche, keine Idealgestalt, sondern das unermülich schaffende und sorgende treue deutsche Weib.

Es war Käthes Verdienst, wenn Luther allmählich ein wohlhabender Mann wurde, sodaß er 1542 den Wert seines Besitzes, abgesehen von den Grundstücken, auf tausend Gulden berechnete, denen freilich vierhundertundfünfzig Gulden Schulden gegenüberstehen. Und er wußte es auch, daß er diesen bescheiden Wohlstand seiner Hausfrau verdankte, denn mit Bezug darauf sagte er: „Der Mann soll erwerben, das Weib aber soll ersparen. Darum kann das Weib den Mann wohl reich machen und nicht der Mann das Weib; denn der ersparte Pfennig ist besser denn der erworbnene.“ Auch aus seinem 1542

*) Veröffentlicht in der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 2. Februar 1899, S. 150.

verfaßten Testamente spricht das vollkommene Vertrauen zu seiner Gattin: ihr vermacht er das Gut Zulsdorf, ein Haus in Wittenberg und alle Wertfachen; dazu schreibt er: „Das thue ich darumb, erstlich, daß sie mich als ein frum, treu ehelich Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten . . . zum andern, daß sie die Schuld . . . auf sich nehmen und bezahlen soll, welcher mag sein ungefähr, mir bewußt, vierhundertundfünzig Gulden . . . zum dritten und allermeist darumb, daß ich will, sie müsse nicht den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und unterworfen sein, wie Gott geboten hat.“

Dieses felsenfeste Vertrauen Luthers zu seiner Frau wurzelte nicht zum wenigsten in der Beobachtung, daß sie im Grunde ihres Herzens eine uneigennützig und opferwillige Natur war, die den gemeinsamen Besitz hauptsächlich zu Rat hielt und vermehrte, um einen edeln Gebrauch davon zu machen. Als Luthers Eltern alt und hilflos werden, läßt sie die Schwiegereltern durch Luther mit Thränen der Kindesliebe in einem rührenden Briefe auffordern, in ihr Haus nach Wittenberg überzusiedeln. An der Seite ihres Mannes hat sie tapfer und unerschrocken ausgehalten unter den widrigsten Verhältnissen. Im Jahre 1527 wütete in Wittenberg die Pest; alles, was nur irgendwie fort konnte, ergriff die Flucht, aber Luther blieb und mit ihm Käthe. Auch Luthers Haus wurde nicht verschont: die Frau des Kaplans Körer, dem Luther Unterkunft gewährte, starb in seinem Hause daran, auch zwei ihrer Töchter wurden von der furchtbaren Krankheit ergriffen. Um Katharinas Heldennut, mit dem sie in dem verpesteten Hause ausharrte, gebührend zu würdigen, brauchen wir uns nur an den Schrecken zu erinnern, der ängstliche Gemüter befiel, als diese furchtbare Seuche vorigen Sommer einen Augenblick lang Miene machte, sich in Wien einzubürgern. Ihr Mut wurde belohnt, denn keins der Ihrigen starb. Nicht minder stark zeigte sie sich, als die Seuche 1535 und 1540 wiederkehrte. Als Dr. Sebald an der Pest erkrankt und seine Frau daran gestorben war, erbarmte sie sich der vier verwaisten Kinder und nahm sie in ihr Haus auf, obwohl sie selbst wieder einen Familienzuwachs erwartete.

Fast noch rührender als solche Tapferkeit in einzelnen schlimmen Zeitläuften war die ununterbrochne hingebende Pflege und Sorge, die Käthe, ohne je zu ermatten, ihrem Manne widmete. Luther war seit 1526 steinleidend, dazu gesellten sich seit 1527 als Folge eines Unterleibsleidens furchtbare Beängstigungen und tiefe Melancholie, begleitet von Krampf der Arterien und Ohnmachten.

Schon 1527 vermeinte Luther zu sterben und nahm von Weib und Kind rührenden Abschied, aber Käthes Zuspruch und dann und wann auch ein schmackhaft bereitetes Leibgericht gewannen ihn dem Leben zurück. Küche und Keller seiner Frau sind ihm bekömmlicher als Speise und Trank im Schlosse von Torgau. Und wenn er jungen Frauen den Rat giebt, so zu wirtschaften, daß dem von der Reise heimkehrenden Manne das Herz im Leibe hüpfte, sobald er nur den Giebel des Hauses erblicke, so hat es vor allem seine Käthe verstanden, ihm sein Heim so wohlrig auszugestalten, daß er in der Ferne immer danach Sehnsucht trug.*) Als er 1537 in Schmalkalden schwer erkrankt war, fuhr sie ihm mit den eignen Pferden bis Altenburg entgegen und geleitete ihn von da in sorglichster Pflege nach Hause.

*) Hausrath a. a. D. S. 281.

Seitdem mehrten sich bei ihm die Anfälle seiner schmerzhaften Leiden, und als ihm 1542 seine geliebte Tochter Magdalena, eben im Begriff sich zu einer blühenden, sinnigen Jungfrau zu entfalten, durch den Tod entrisen worden war, steigerten sich bei ihm in Folge des andauernden Kammers auch die trüben Stimmungen und erzeugten zeitweise eine große Reizbarkeit und mürrisches Wesen; allerhand Verdruß über die zunehmende Sittenlosigkeit der auf zweitausend Köpfe angeschwollenen Wittenberger Studentenschaft, Reibereien mit Amtsgenossen, wie sie in dem großen „Professorendorfe“ unvermeidlich waren, kamen hinzu und erbitterten ihn im Juli 1545 derart, daß er mit seinem Sohne Hans Wittenberg verließ, in der Absicht, nicht wieder dahin zurückzukehren. Denn er schreibt an seine Frau: „Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin, so wollt ich meinem gnädigen Herrn das große Haus wieder schenken und wäre dein bestes, daß du dich gen Zulsdorf setzest, weil ich noch lebe und kunnte dir mit dem Solde wohl helfen, das Gutlin zu bessern, denn ich hoffe, mein gnädiger Herr soll mir den Sold folgen lassen, zum wenigsten ein Jahr meines letzten Lebens. Nach meinem Tode werden dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht wohl leiden . . .“

Unter solchen Verhältnissen wußte Frau Käthe die Freunde heranzuziehen, auf den Rat zu Wittenberg, ja selbst auf den Kurfürsten zu Gunsten einer Besserung der Wittenberger Verhältnisse einzuwirken und vor allem ihren Luther selbst zu trösten und zu beschwichtigen. Wenn auch in den letzten Jahren seines Lebens wenigstens stellenweise der alte frische Mut, der alte Humor und die alte Lebensfreude wie helle Sterne durch die dunkle Nacht wieder hervorbrachen, so war es nicht zum geringsten Käthes Verdienst: ihrer Sorglichkeit, Pflege, Geduld und Tapferkeit hat es das deutsche Volk vor allem zu danken, daß Luther nicht schon 1526 oder 1527, sondern erst nach der wirklichen Vollendung seines großen Lebenswerkes gestorben ist. Mit großer Sorge und Angst sah sie auch am 23. Januar 1546 ihren geliebten Gemahl in die Winterkälte hinauszuziehen, um unter den über die Erbteilung streitenden Mansfelder Grafen Veröhnung zu stiften. Sie gab ihm seine drei Söhne zur Gesellschaft und Erheiterung mit, aber die Antworten, die Luther fast von jeder Station der Reise auf Käthes Briefe schrieb, zeigen, daß sie von schlimmen Ahnungen gequält war. Sie hatte sich auch nicht geirrt: es gelang Luther am 14. Februar, das ersohnte Friedenswerk zu stiften, aber nach Wittenberg kehrte nur seine Leiche zurück. Über den Schmerz, den ihr sein Heimgang verursachte, haben wir ihre eignen Worte in einem auf Schloß Gnadstein verwahrten Brief an ihre Schwester: „Das Ir ein herzlich mitteleiden mit mir und meinen armen Kindern trägt, glaub ich leichtlich. Denn wer wolt nicht billich betrübt unnd bekümmert sein, umb einen solchen tewren man, als mein lieber Herr gewesen ist, Der nicht allein einer Stadt oder einem einigen Land, Sondern der ganzen welt viel gedienet hatt. Derhalben ich warlich so seer betrübt bin, das ich mein großes herzeleid keinem menschen sagen kan, Und weis nicht, wie mir zu sin und zu muth ist. Ich kann widder essen noch trinken Auch dazu nicht schlaffen. Und wen ich heft ein Fürstenthumb und Keyserthumb gehabt, solt mir so leid nimmer mehr geschehen sein so ichs verlohren hatt, als nun Unser lieber Herrgott mir, und nicht alleine mir, sondern der ganzen welt, diesen lieben und tewren man genohmen hatt.“

Es kamen die trüben Jahre des Witwenstandes. Auch Käthe erfuhr seine Bitterkeit im vollsten Maße. Der kursächsische Kanzler Brück, der ihre Angelegenheiten ordnen sollte, überhäufte sie in seiner Eingabe an den Kur-

fürsten mit Vorwürfen, als ob sie zur Hoffart und Verschwendung neige, und mit Verdächtigungen wegen der Erziehung der Kinder. Trotzdem wurde Luthers Testament bestätigt und seinen Hinterbliebenen zweitausend Gulden ausgesetzt, von denen das Gut Wachschorf gekauft wurde. Aber Kränkendes gab es genug dabei: ein kurfürstlicher Befehl besagte, daß die Haushaltung sollte eingezogen und das unnötige Gefinde weggethan werden. Und den Vormündern der Kinder wurde zur Pflicht gemacht, „daß ihnen sämtlich und sonderlich nicht viel veräumlischs Spazierens verstattet werd,“ denn man fürchte, daß sie in Wachschorf bei der Mutter „junkern lernten und Vogel fahen.“ Trotzdem hätte sich wohl Käthes und ihrer Kinder Los gut gestaltet, zumal da auch die Grafen von Mansfeld ihr beistanden, wenn nicht der Schmalkaldische Krieg Sachsen verwüstet und den Kurfürsten in die Gefangenschaft Karls V. geführt hätte. So konnte er nichts für Luthers Witwe thun, und diese kam in immer bedrängtere Lage, da sie doch drei Söhne sollte studieren lassen. Sie vermietete allen entbehrlichen Raum in ihrem Wittenberger Klosterhause und nahm wieder Kostgänger; trotzdem mußte sie sogar ihr Silberzeug verpfänden. Aber sie erlebte noch den Sieg des Protestantismus durch Kurfürst Moriz im Sommer 1552. Indessen brach in Wittenberg von neuem die Pest aus; sie floh im Herbst mit ihren Kindern nach Torgau. Aber auf der Fahrt dahin scheuten die Pferde, sie stürzte aus dem Wagen und ist an den Folgen dieses Unfalls am 20. Dezember 1552 zu Torgau im festen Glauben an ihren Heiland verschieden.

Es war kein weltbewegendes, ja nicht einmal ein durch besondere Eigenschaften oder besondere Schicksale hervorragendes Leben, das hier seinen Abschluß fand, sondern nur das einer treuen, tapfern deutschen Frau, der als Erbe ihrer ritterlichen Abkunft ein wenig mehr Selbstbewußtsein und Selbstbestimmungstrieb anhaftete, als es damals üblich war. Mitten unter den Schrecken der sozialen Revolution, wie wir den großen Bauernkrieg nennen, hat sie die neuen Ideale der evangelischen Lehre klar und scharf erfassend dem verfeimten Erzkler in Wittenberg, der wahrlich nach modernen Begriffen keine gute Partie war, die Hand gereicht zum Ehebunde und hat alle Kraft einsetzend für sein materielles und gemüthliches Wohlbefinden treu neben ihm ausgehalten bis zu seinem Tode. Schon dadurch hat sie gegründeten Anspruch darauf, daß wir ihr Bild in unserm Herzen und vor der Welt immer wieder von dem Schmutze reinigen, mit dem es der vaterlandslose Romanismus zu bewerfen trachtet. Außerdem aber hat ihre Gestalt gerade in unsern Tagen noch ihre besondere Bedeutung. Denn in einer Zeit, wo zu den vielen andern Ursachen der um sich greifenden Ehelosigkeit entschieden auch das etwas unnatürliche Wesen und gewisse übertriebne Ansprüche eines Theils des weiblichen Geschlechts zu rechnen sind, weist sie uns nachdrücklich darauf hin, daß die Erziehung und damit die ganze Lebensauffassung unsrer weiblichen Jugend dringend einer Reform bedarf im Sinne der Natürlichkeit, der Gemütsbildung statt der Verstandesbildung, der Wertschätzung des Mutterberufs und der Wirtschaftlichkeit, kurz der Tugenden, in denen Katharina von Bora groß war.

